

Tobias Moorstedt

Digital Divide

Für die junge Generation ist ein Leben ohne PC und das Arbeiten mit dem World Wide Web nicht mehr vorstellbar. Doch nicht nur in der Dritten Welt, sondern auch in Deutschland gibt es Gemeinden, in denen das Wort Breitbandinternet immer noch ein Fremdwort ist. Der Autor beschreibt die digitale Kluft zwischen Erster und Dritter Welt und innerhalb unserer Republik. Ob die »Computerei« wirklich das A und O unseres Alltags ist, ob sie wirklich »das Leben selbst« beherrschen sollte, wird ein andermal zu fragen sein.

Tobias Moorstedt

(* 1977) arbeitet als freier Journalist und Autor u.a. für *Süddeutsche Zeitung*, *NEON*, *Tages-Anzeiger* und die ARD, und gründete die Medien-Agentur *Nansen&Piccard*. Im September 2007 erschien sein Buch *Jeffersons Erben – wie die digitalen Medien die Demokratie verändern im Suhrkamp Verlag*.
moorstedt@nansenundpiccard.de



Statistiker, die einen Sinn dafür haben, dass es in ihrer Branche nicht nur um nackte Daten geht, sondern auch um Anschauung, stellen die festgestellten Zahlen und Zusammenhänge von Kontenbewegungen, Flugverbindungen und Kommunikationsaktivitäten gerne als rot und gelb glühende Linien auf einer Weltkarte dar, als Energieströme, die die urbanen Zentren in West und Ost verbinden. Nordamerika und Europa sehen auf diesen Illustrationen stets aus wie ein Kessel voll geschmolzenem Metall, die Geschwindigkeit und Flexibilität, ja, die Hitze des modernen Lebens wird scheinbar spürbar. Auch Glasfaserkabel und Internet-Such-Anfragen werden oft in solchen Globalisierungsgrafiken dargestellt, die hellen, überhitzten Zentren der westliche Industriestaaten stehen in scharfem Kontrast zu den düsteren Landstrichen von Afrika und Ost-Russland, und bilden so eine prägnante Illustration für die digitale Kluft zwischen Erster und Dritter Welt, zwischen Zentrum und Peripherie, Licht und Schatten. Wenn man aber in die Karte hinein zoomt, dann sieht man schnell, dass die di-

gitale Düsternis nicht nur in den wenig besiedelten und entwickelten Gebieten der Dritten Welt herrscht, sondern dass man auch im Hotspot-Deutschland noch viele dunkle Stellen findet.

Internet-Zugang und Computerkenntnisse sind genau wie Bildung und Mobilität ein wichtiger Faktor, wenn es um Lebenschancen geht. Beim Einsatz von Computern, sagt Nicholas Negroponte, der Gründungsdirektor des MIT, »geht es nicht mehr um Computer, sondern um das Leben selbst«. Negroponte ist ein klassisch geschulter Denker, und doch ist der Internet-Rechner für den Vordenker des Informationszeitalters »das einzige Lehrmittel, das den Schülern die Fähigkeiten vermittelt, die man im 21. Jahrhundert braucht«, weshalb er darum kämpft, dass die digitale Kluft zwischen armen und reichen Ländern, oder, allgemeiner, zwischen armen und reichen Menschen geschlossen wird.

One Laptop per Child

Nicholas Negroponte hat in den vergangenen Jahren im Rahmen des Projekts »One Laptop per Child« einen billigen und widerstandsfähigen Laptop mit Kurbel-Generator entwickelt, von dem bislang 50.000 Stück an Schüler in Afghanistan, Südafrika und Ruanda verteilt wurde. Ein Beginn. Die ursprünglich angedachte Zahl war jedoch zehn Mal so hoch. Und Charity-Aktionen können strukturelle Probleme

ohnehin nicht alleine beheben. Die Zahl der Internet-Nutzer weltweit hat sich laut einer aktuellen Studie der International Telecommunication Union zwischen 2002 und 2007 zwar mehr als verdoppelt, in Afrika haben jedoch immer noch nur 5 % der Bevölkerung einen sporadischen Zugang zum Netz. Der Report folgert: »Der digitale Graben zwischen armen und reichen Ländern hat sich in den vergangenen fünf Jahren überhaupt nicht geschlossen.«

Die (digitale) Exklusion ist nun beileibe kein Phänomen, das sich auf Entwicklungsländer beschränken würde, auch in modernen Industriegesellschaften leben Menschen, die weder an das Netz noch an das Wirtschaftssystem angeschlossen sind.

»Weiße Flecken auf der Landkarte«

Deutschland mag in Selbstbild und Außendarstellung das »Land der Ideen« und ein Hightech-Standort sein, im ITU-Ranking, dem digitalen Pisa-Test, landet die Bundesrepublik, was Zugang, Gebrauch und Kompetenz der Nutzer angeht, nur auf dem 13. Platz – weit hinter Ländern wie Südkorea und Finnland. EU-Kommissarin Viviane Reding kritisiert dann auch die vielen »weißen Flecken auf der Landkarte«, also jenen Orten, wo Menschen in Deutschland nicht an Breitband-Netze angeschlossen sind, und folgert: »Die digitale Kluft in Deutschland ist beachtlich. Das ist für mich inakzeptabel.«

Der Internet-Zugang in Deutschland steigt, stellt die ARD/ZDF-Online-Studie 2009 fest. Die Wachstumsrate von 0,8 Millionen Menschen ist jedoch die geringste seit Beginn der repräsentativen Messung der Nutzung des Mediums in Deutschland. 64,7 % der Deutschen sind laut der Studie mittlerweile regelmäßig, also »mindestens einmal im Monat« online. Wie zu vermuten ist, tut sich vor allem ein *Generation-Gap* auf. Während 72 % der 14-29-Jährigen bei

der repräsentativen Befragung angaben, »gestern« im Internet gewesen zu sein, waren es bei 30-49-Jährigen 60 % und bei den über 50-Jährigen nur noch 35 %.

Kostenloses WLAN für alle

Handelt es sich bei dem *Digital Gap* also um ein Generationsproblem, das sich in nicht allzu naher Zukunft – also wenn die *Digital Natives* die Schlüsselstellungen in Gesellschaft und Wirtschaft übernommen haben werden – von selbst lösen wird? Und verspricht der rasante technologische Fortschritt, der immer leistungsstärkere und gleichzeitig immer billigere Werkzeuge bereitstellt, nicht sogar eine virtuelle Vollversorgung des Volkes (dem Moor'schen Gesetz sei dank)? Es ist nicht schwer, sich eine Zukunft auszumalen, in der WLAN-Wellen wie Radiowellen frei empfangbar sind, und das persönliche Netz-Portal wie früher das Radio zu jedem Haushalt gehört, ein »Volksempfänger« und Volkssender. Google hat der Gemeinde Mountain View, in der sich der Stammsitz des Konzerns befindet, schon seit einiger Zeit ein flächendeckendes und kostenloses Drahtlosfunknetz geschenkt. Und in den USA planen mehr als 300 Gemeinden den Aufbau einer öffentlichen Informationsinfrastruktur – unter anderem San Francisco und die Millionenmetropole Los Angeles.

Es geht bei der Beurteilung der digitalen Topografie, ihren Gräben, Gipfeln und Brüchen, nicht nur um quantitative Daten (Wer ist im Netz?), sondern auch um qualitative Beobachtungen (Was können sie da machen?). Wenn, wie in vielen europäischen Ländern, der Zugang zum Netz mehr oder weniger gesichert ist, dann wird Kompetenz wichtiger als Präsenz.

Der Begriff *Digital Divide*, die digitale Kluft, ist eine Erweiterung und Ergänzung der *Knowledge Gap*-Hypothese, die amerikanische Sozialwissenschaftler in den 70er Jahren aufgestellt hatten. Demnach erhöht

sich die Wissenskluft zwischen Menschen mit höherem und niedrigerem sozio-ökonomischen Status schneller, wenn der Informationsfluss der Massenmedien in der Gesellschaft wächst. Neue Medien und mehr Medien-Inhalte, so die Forscher, führen nicht automatisch zu einem gerechter und gleichmäßiger verteilten Wissen, sondern festigen unter gewissen Umständen gar die Ungleichheit in der Gesellschaft. Die These vom *Knowledge Gap* und dem *Digital Divide* entstammt einer medien-skeptischen Denkrichtung, die manchmal zu kurz greift. »Wie viele Kellner, Packer und Putzleute wurden in den Universitätsbibliotheken und Lese-Sälen angetroffen, als die Informationsgesellschaft nur dort stattfand, bevor es das Internet gab?«, schrieb kürzlich die NZZ, »die Nutzergemeinde war deutlich kleiner als heute, wo dank dem Internet der Zugriff auf Information und Wissen viel einfacher ist.«

Der Computer ist das Werkzeug von heute

Die flächendeckende Einführung von Computern und Internet unterscheidet sich von Medien-Schismen wie dem Aufkommen des Rundfunks auch dadurch, dass das Netz nicht nur ein Informationsmedium ist, sondern auch für eine wachsende Anzahl von Menschen die alltägliche Arbeitsoberfläche darstellt. Computer und digitale Techniken sind nicht länger nur Voraussetzung für eine Karriere in einer High-Tech- oder High-End-Branche, sondern Werkzeuge der allgemeinen Lebensdurchführung. Banküberweisungen, Behördengänge, Bewerbungen – die Transaktionen werden zunehmend in den virtuellen Raum verlagert. Firmen und Institutionen drucken in Broschüren und Anzeigen statt der realen Adresse die Web-Adresse ab, und Behörden erwarten von Bürgern, dass sie Formulare und Dokumente selbstständig downloaden.

Der digitale Graben ist in Deutschland vielleicht schmaler geworden, gleichzeitig wurde er aber auch tiefer. Das heißt: Wer rein fällt, ist erledigt.

Neben dem Ausbau der Breitbandnetze muss man sich auch verstärkt um Bildungsprogramme kümmern. Die Verfechter der *Knowledge Gap*-These haben schließlich zugegeben, dass nicht der sozio-ökonomische Status das Wissen determiniert, sondern damit korrelierende Eigenschaften wie Kommunikationskompetenz, soziale Kontakte und Vorwissen, Dinge also, die man in der Schule vermitteln könnte. Wenn der Branchenverband Bitcom nun also ein Unterrichtsfach »Digitales Arbeiten« fordert, dann mögen die IT-Lobbyisten natürlich auch die Vergrößerung der eigenen Absatzmöglichkeiten im Blick haben. Der Vorschlag ist aber nichtsdestotrotz auch der Erkenntnis geschuldet, dass man in der Arbeitswelt des 21. Jahrhunderts vielleicht auch ohne Zitronensäurezyklus oder Satz des Pythagoras bestehen kann, nicht aber, wenn man noch nie ein Word-Dokument oder ein Browser-Fenster gesehen hat. Ist es nicht seltsam, dass an Grundschulen noch immer das Fach »Handarbeit und Werken« gelehrt wird, nicht aber der Umgang mit den digitalen Werkstoffen, den Nullen und Einsen? Im Handarbeits-Fach lernen die Schüler schließlich nicht nur Fähigkeiten wie Sägen oder Stricken, ihnen wird auch die Orientierung in der physikalischen Welt vermittelt, ein Gefühl für Materialien und verbesserte Hand-Augen-Koordination. Genau diese Fähigkeiten zur Navigation und Interpretation der Umgebung benötigt man auch im virtuellen Alltag des Internets. »Es sind nicht nur Computer, die es für die digitale Chancengleichheit braucht. Dazu gehören auch Software, Internetzugang und lokaler Content«, sagt dann auch der ehemalige Intel-Chef Chris Barrett, »das beste Stück Technologie aber, das man für Bildungsprogramme haben kann, ist ein guter Lehrer.«